

**E**inen fundamentalen Fehler, der mich vielleicht sogar verdächtig macht, habe ich nach dem gängigen Kommunikationsmodus eines Berliner Gymnasiums gleich zu Anfang begangen: Ich sprach nur von Schülern, nicht von Schüler\*innen, nur von Lehrern und nicht von Lehrer\*innen oder auch LehrerInnen oder Lehrer\_innen. Am Gymnasium, an dem ich 2022/23 für vier Monate als Aushilfslehrer für Ethik und Deutsch tätig war, ist es heute die Regel, so zu schreiben. Man hat das generische Maskulinum verbannt. Und da die neue Schreibweise umständlich und zeitraubend ist, schreibt man von „SuS“ (Schülerinnen und Schüler) oder, korrekter noch: von „Su\*S“. Es wird also am Gymnasium heute durchgehend gegendert. Alle schriftlichen, kaum die mündlichen Äußerungen, sind dem Gender-Prinzip verpflichtet. Erzählt man den „SuS“ der Kollegstufe, dass die offizielle Regelung so zu schreiben nicht erlaubt, so richten sich ungläubige Blicke auf den Lehrer. Man glaubt ihm nicht, dass der zwischenstaatliche Rat für deutsche Rechtschreibung, die von den einzelnen Staaten legitimierte Instanz in diesen Fragen, diese Schreibweise nach wie vor ablehnt. Man verlangt Beweise, also etwa den Link für die offizielle Web-Site dieses Rates. Und erst nachdem man diese studiert hat, nimmt man es, kopfnickend oder kopfschüttelnd, zur Kenntnis. Das zeigt, dass das Gendern heute als etwas Selbstverständliches praktiziert und zumindest hingenommen wird. Dass dieser substanzielle Eingriff in die gewachsene Sprache problematisch ist und nicht nur gegen offizielle Rechtschreibung verstößt, sondern demokratisch-liberale Prinzipien verletzt, wird an der Schule gar nicht mehr diskutiert. Dabei stellte sich im Kollegstufenkurs in einer offenen Diskussion im Fach Deutsch heraus, dass nur wenige der Schüler die Gendersprache für sinnvoll halten, dass die allermeisten sie jedenfalls nicht praktizieren (wollen).

Befremdend ist für einen Aushilfslehrer auch, dass er beim Betreten der Schule an den Eingangstüren angeklebte Zettel findet, die für die siebte Stunde zu einem „Queer-Club“ einladen. Die Intention der Einladenden, einer Kollegin der Fächer Physik und Chemie, ist bestimmt die allerbeste: Sie will informieren und helfen. Aber irritierend für den Aushilfslehrer ist, dass keinerlei Bewusstsein vorhanden zu sein scheint, dass solche Aushänge bei Elfjährigen oder auch älteren Pubertierenden große Irritationen auslösen können. Sie verunsichern, und wenn Unsicherheiten bereits vorhanden sein sollten, dann verstärken sie diese. Die Eltern der Schulkinder wissen wohl aus eigener Erfahrung, dass man in der Pubertät mit dem Körper, den man von Natur hat, gelegentlich oder auch öfters hadert. Sich damit auseinanderzusetzen ist wichtig und eben im Wesentlichen der Prozess, der die Pubertät bestimmt und in der Regel zu einer erwachsenen, seelisch gefestigten Persönlichkeit führt. Vertrauenspersonen, an erster Stelle die Eltern, Geschwister, gute Freunde und Freundinnen, können hier eine wichtige Rolle spielen. Kann es eine Chemielehrerin sein, bei der man noch nicht einmal Unterricht hat? Muss man an exponierter Stelle auf einen „Queer-Club“

# Queer-Club ohne Kategorischen Imperativ

Erfahrungen eines Aushilfslehrers für Deutsch und Ethik an einem Berliner Gymnasium im Schuljahr 2022/23

Von Günter Seibold

hinweisen und Veranstaltungen inszenieren, die Unsichere und Zweifelnde zusätzlich irritieren und geradezu einladen, über ihr Geschlecht neu nachzudenken und etwas „auszuprobieren“? Wie die „Lösungen“ dieser in der Regel vorübergehenden Probleme heute aussehen können, ist u.a. aus derzeitigen Gesetzesvorhaben bekannt. Mag sein, dass die Besucher dieser regelmäßig stattfindenden Veranstaltung sich nicht sehr zahlreich einfanden, denn der nächste Aushang trug den Zusatz, dass es auch etwas zu konsumieren gäbe bei diesem anscheinend zur Party mutierten Event. Immerhin scheint solch ein Aushang im Kollegium oder im Schülerkreis nicht nur Zustimmung zu erhalten, denn in einer Rundmail der Kollegin wurde beklagt, dass die Aushänge von den Türen abgenommen worden seien.

Und tatsächlich hörte ich im Ethik-Unterricht der 7. Klasse aus dem Mund eines Schülers, dass man das Geschlecht doch frei wählen könne. Diese Auffassung kollidiert zwar noch mit dem offiziellen Schulbuch für den Ethik-Unterricht der 7. Klasse. Hier wird zum Thema „Freiheit“ die Frage an die Schüler gestellt: „Was steht in meiner Macht?“ Darauf wird im Buch u.a. geantwortet: „Ich bin frei/ - meine Kleidung auszusuchen/ -meinen Eltern zu gehorchen // Ich bin nicht frei/ - mein Geschlecht zu ändern/ - meine Eltern zu wählen.“ (Abenteuer Ethik 1, Berlin, für die Jahrgangsstufen 7/8, 2. Auflage 2009). Man könnte eine Wette abschließen, dass dies bei der Neuaufgabe so nicht mehr zu lesen sein wird. Der Schüler war immerhin reif genug, den Unterschied zwischen biologischem Geschlecht, subjektivem Empfinden und gesellschaftlicher Geschlechterrolle zu verstehen und zu akzeptieren.

Grundsätzlich scheint sich die Schule in manchem von ihrem eigentlichen Bildungsauftrag, wegzubewegen und sich dem eher Randständigen oder einem spezifisch politischen Programm, gar einer



**Nicht vor  
Angriffen sicher:  
Kant-Statue  
in Kaliningrad  
(Königsberg)**  
Foto Picture Alliance

Ideologie zuzuwenden. So wird beispielsweise auf einer Fachbereichskonferenz unter Kollegen nicht etwa diskutiert, was von Kant am Gymnasium im Unterricht gelesen und erörtert werden kann, sondern ernsthaft und über längere Zeit hinweg die Frage diskutiert, ob Kant am Gymnasium überhaupt noch gelesen werden kann. Der große Königsberger, auch heute noch unumgänglich für eine nichtreligiöse Begründung der Moral, wird als erstes nach „RSA“ abgesehen: Wo, so fragt man sich, sind in seinem Werk die anrühenden Stellen zu „Rassismus, Sexismus, Antisemitismus“? Man beginnt heute offenbar nicht mehr mit dem Kategorischen Imperativ oder einer Lektüre von ausgewählten Texten der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“, sondern mit der Frage, ob Kant noch lesbar sei. „Alle wissen doch, dass Kant Sexist war“, sagte die Schülervertreterin in der Fachkonferenz Philosophie. Freilich sagte dann die andere Vertreterin der Schüler auf die Frage, wie sie denn zu dieser Angelegenheit stehe: „Ich hatte mit Kant noch nichts zu tun.“

Alle diese Entwicklungen, die man genau beobachten sollte, konnten aber meinen insgesamt positiven Eindruck vom Gymnasium nicht zerstören. Es mag sein, dass diese grundlegende Erfahrung eine andere gewesen wäre, wenn das Gebäude nicht in Charlottenburg, sondern in einem anderen Stadtteil Berlins stünde. Was man aus den bekannt-berühmten Stadtteilen

hört, ist erschütternd. Die Klassen und Kurse, die ich unterrichtete, waren durchaus nicht homogen oder gar rein mit „Biodeutschen“ besetzt, aber es waren durchgehend Kinder und Jugendliche des (gehobenen) Mittelstandes, Kinder aus Angestellten-, Beamten- und Unternehmerfamilien. Das Gymnasium ist altphilologisch und musisch ausgerichtet. Und wer sein Kind eine vorgeblich „tote Sprache“ und dazu noch ein oder mehrere Instrumente lernen lässt, der gehört zu denen, die der Tradition gut verankert sind und das „System“ am Laufen halten, die dafür sorgen, dass Sitte, Recht und Wohlstand sich halten können trotz aller Widrigkeiten.

Die Schüler sind durchaus interessiert. Freilich ist vor allem in den unteren Klassen das Konzentrationsvermögen nicht mehr so hoch wie vor etwa 20, 30 oder 40 Jahren, aber das ist ein generelles Problem, nicht allein eines der Schüler. Für die Kollegstufe wäre im Fach Deutsch vor allem die Grammatik- und Rechtschreibschwäche zu beklagen. Grundsätzlich aber will man „es“ wissen, man ist sogar ehrgeizig. In der achten Klasse konnte ich die vier Idealtypen sozialen Handelns nach Max Weber unterrichten: Ich habe die Begriffe angeschrieben und die Schüler haben sie – mit nur geringer Unterstützung seitens des Lehrers – selbst entwickelt. Und es war eine große Freude, zu sehen, dass Dreizehnjährige begreifen können, was das „Subsidiaritätsprinzip“ ist und was es mit unserem christlichen Menschenbild zu tun hat. In der Kollegstufe konnte ich Stoffe behandeln, die man auch für die Universität bereithält, so etwa Habermas' Begriff des „kommunikativen Handelns“ oder das „linguistische Relativitätsprinzip“ von Benjamin Lee Whorf.

Auch das Lehrerkollegium erfuhr ich als sehr motiviert: Man praktiziert nicht bloß einen Job, sondern weiß um die Verantwortung, dass man nicht nur „Lernbegleiter“, auch nicht nur Lehrer als Wissens- und Kompetenzvermittler ist, sondern dass man als Erzieher auch Lebenserfahrung weitergibt und somit auch Sinnvermittler ist, zumal im Ethik-Unterricht. Die Anforderungen an den Lehrerberuf dürften heute größer sein als 1975, als ich das Abitur ablegte. Das rührt vor allem von der gesamt-kulturellen und technischen Entwicklung der Nachkriegszeit her, die eine Konzentration auf so etwas unscheinbar-stilles wie ein Gedicht, das ohne Fanfaren und Werbebeate auszukommen hat, sehr erschwert. Und dann ist es auch der hohe Individualisierungsgrad, der den Unterricht nicht gerade leichter macht: Schüler A bekommt bei der Klausur 10 Minuten mehr Zeit, weil er an xy leidet, auf Schülerin B ist mehr Rücksicht zu nehmen, weil sie, ärztlich bestätigt, momentan eine Krise durchmacht etc. etc. Trotz allem aber kann ich guten Gewissens an alle vor der Pension stehenden Kollegen aus Universität und Hochschule appellieren: Melden Sie sich nach der Pensionierung für einige Monate für den Unterricht an der Schule. Es macht sehr viel Freude und ermöglicht neue Erfahrungen. Und die Schüler danken es.

Der Autor lehrte von 2006-2020 als Professor für Philosophie und Kunsttheorie an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft in Alfter/Bonn.